

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 1. July 1820.

79

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Wodensbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Freundinnen.

Von W. A. Lindau.

„Genug Verse für heute, liebe Mathilde,“ sprach Fräulein Bornheim zu ihrer jungen Gesellschafterinn.

„Sie haben ja das Schönste noch nicht gehört, liebe Tante,“ erwiderte das freundliche Mädchen, und ließ zögernd den Finger in dem zugeschlagenen Buche liegen. „Oder soll ich Ihnen eins von den neuen Schauspielen vorlesen, die gestern der Buchhändler aus der Stadt geschickt hat?“

„Auch das nicht,“ antwortete die Tante. „Hohle mir die Übersetzungen aus Platon, oder die Verdeutschung von Cicero's Schrift von der Freundschaft. Ich denke, alles dieß ist unter den neuen Büchern.“

Ungern legte Mathilde das zierliche Bändchen auf die Seite und musterte die neuen Schriften. „Gespräche!“ sagte sie. „Phädon über das Wahre. „Über — das Schöne.“ „Ey, liebes Tantchen, das möchte schon angehen.“

„Gut, wir wollen's lesen,“ erwiderte Fräulein Eugenie. „Aber wisse, liebes Kind, Platon spricht von der himmlischen Schönheit, nicht von der irdischen.“

Mathilde warf einen Blick in den Spiegel, als hätte sie gefühlt, ihre irdische Schönheit sey doch auch wohl der Rede werth. Endlich setzte sie sich an die Seite ihrer Tante, und begann zu lesen.

Die beyden Jungfrauen bildeten einen anziehenden Gegensatz. Eugenie Bornheim, die vielleicht acht bis neun Jahre älter, als ihr liebliches Nichtenchen war, horchte mit gespannter Aufmerksamkeit den hohen Gedanken des griechischen Weisen, und in ihren edlen Zügen, in dem milden Ernst ihres Auges schien sich ein Geist abzuspiegeln, der ihn zu fassen vermochte. Mathilde las angenehm und klar; aber nur, wenn ihre Einbildungskraft und ihr Gefühl ein zartes Bild erfassen konnten, ward ihr Ton wärmer und belebte ein holdes Lächeln ihr Gesicht. Arm und früh verwaiset, hatte sie ihre ersten Jugendjahre meist unter der Aufsicht ihrer Großtante und später in einer Klostererziehungsanstalt verlebt, bis vor mehr als einem Jahre Fräu-

lein Eugenie, ihres Vaters Stiefschwester, sie zu sich gerufen hatte. Die alte Großtante überließ das liebe Mädchen um so eher selbst einer protestantischen Verwandten, da Eugenie eine Abneigung gegen die Ehe zu haben schien, und Mathilde wohl noch gar hoffen durfte, einst ihre Erbin zu werden.

Eugenie war das einzige Kind eines berühmten Lehrers auf einer deutschen Hochschule, unter dessen Augen sie nach dem frühen Tode ihrer Mutter viel Geistesbildung und gelehrte Kenntnisse erworben hatte; aber ihre Bildung war einseitig geblieben, ihr Gemüth zu wenig angeregt worden, und bis in ihre spätere Jugend fast ganz getrennt von weiblichem Umgange, hatte sie eine gewisse Schroffheit und Kälte angenommen, welche den sanften Reizen der Weiblichkeit widersprachen, die ihr Äußeres so lieblich schmückten. Es war jedoch einst ein Augenblick in ihrem Leben, wo die Gefühle ihres jungen Herzens lebhafter erwachten; aber ein unfreundliches Schicksal ließ die zarte Blüthe welken, als sie kaum sich aufgeschlossen hatte, und hinderte eine schönere Entwicklung ihrer Natur, die durch jenes Ereigniß vielleicht hätte herbey geführt werden können. Sie hatte einen jungen Edelmann aus Plessand geliebt, der ihres Vaters Schüler und Günstling war, und sich mit der Hoffnung, seine Gattin zu werden, von ihm getrennt. Nach seiner Rückkehr in die Heimath aber fand sein ausgesprochener Wunsch den heftigsten Widerspruch bey seinen Verwandten, die ihn bestimmt hatten, eine glänzende Laufbahn im russischen Kriegsdienste zu machen. Entfernung und Zerstreuung schwächten seine Neigung; er brach allmählich die Verbindung mit Eugenie ab, und nach einigen Jahren erhielt sie die Nachricht, daß ihr Freund eine reiche Erbin geheirathet hatte. Ihr Herz wurde durch diese Täuschung tief verwundet. Sie hatte sich seitdem mit dem Gedanken vertraut gemacht, nie zu heirathen und unabhängig in der Welt zu leben; sie prägte sich den Grundsatz ein, daß Liebe eine Schwäche, die Ehe eine Fessel sey, die einer denkenden, ihre Würde fühlenden Frau nicht behagen könne. Ihr Vater hatte ihr, außer ihrem freundlichen Landhause, nur ein mäßiges Vermögen hinterlassen, das kaum hinreichte, ihr eine unabhängige Lage zu sichern, zumahl da sie einen Hang zu freigebiger Wohlthätigkeit besaß und sich in ihrer frühern Jugend wenig um die Angelegenheiten des Haushalts bekümmert hatte. Durch weibliche Arbeiten ihre Zeit auszufüllen, und ihre Einkünfte zu vermehren, widerstrebte ihrer Neigung und ihren Lebensgewohnheiten. Sie ging zwar eben jetzt mit dem Gedanken um, einige Handschriften ihres Vaters heraus zu geben und einige ihrer eigenen älteren Entwürfe auszuarbeiten, um durch schriftstellerischen Erwerb ihre Lage bequemer zu machen; aber die Reize ihres ländlichen Aufenthaltes, den sie seit dem Frühlinge mit der Stadt vertauscht hatte, ließen sie nicht an die Ausführung kommen.

Beide lebten sehr eingezogen auf dem Lande. Eugenie kam selten in die Stadt, die über eine Meile entfernt war, sah nur zuweilen einige ältere Freunde ihres Vaters, und hatte sich entschlossen, auch während des Winters auf ihrem Landhause zu bleiben, da ein nahes ansehnliches Dorf ihr alle Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens darboth. Sie brachte ihre Zeit mit gelehrten Beschäftigungen zu, und fand ihre Erholung im Lustwandeln,

oder in der Gesellschaft ihrer Nichte, welche, ungeachtet sie täglich einige Stunden mit Vorlesen und Abschreiben zubringen mußte, doch noch Zeit genug fand, die Aufsicht über die kleine Wirthschaft zu führen, und sich mit weiblichen Arbeiten, besonders mit Sticken zu beschäftigen, worin sie es zu seltener Kunstfertigkeit gebracht hatte. Seit sie bey Eugenie war, mußte sie auch Musik anfangen, worin der Schulmeister des Dorfes, ein trefflicher Tonkünstler, sie unterrichtete.

An dem Tage, wo wir den ersten Blick in die Wohnung der schönen Einsiedlerinnen thun, tritt der wackere Mann, eine hagere Gestalt mit einer stark gepuderten Perrücke, einem sadenscheinigen Rocke, dessen schwarze Farbe schon ins Röthliche hinüber spielte, und einer Notenrolle in der Hand, eben herein, als Mathilde kaum das platonische Gespräch geendigt hat.

„O schon da, lieber Herr Hilter!“ sprach Fräulein Bornheim. „Sollte es schon vier Uhr seyn?“

„Es hat nicht lange drey geschlagen, werthestes Fräulein,“ erwiderte der Schulmeister, „aber ich mußte mir heut die Freyheit nehmen, Ihnen früher gehorsamst und unterthänigst aufzuwarten, weil ich um fünf Uhr zu unserm gnädigen Herrn hinaus bestellt bin.“

„Ihr gnädiger Herr?“ fragte Eugenie verwundert. „Ich habe ja nie von ihm gehört, so lange ich hier wohne, und meines Wissens gehört das Rittergut ihres Dorfes einer alten kinderlosen Witwe in Thüringen. Ist etwa ihr Erbe —“

„O nein,“ antwortete der Schulmeister lächelnd. „Aber da sieht man, wie einsam Sie leben, mein werthes Fräulein, und nichts hören und sehen, was um Sie vorgeht. Und wenn wir künftigen Sonntag, wo vermuthlich der gnädige Herr zum ersten Mahle unsre Kirche besucht, auch mit allen Glocken läuten, und ich meine beste Fuge auf der Orgel spiele — der Herr Pastor hat auch die Stadt-Musikos bestellt, beyläufig zu sagen — ja, Sie würden dennoch nichts sehen und hören.“

„Das wäre wohl möglich, lieber Herr Hilter,“ erwiderte Eugenie lächelnd.

„Nein, doch nicht möglich, mein werthestes Fräulein,“ hob der Schulmeister wieder an. „Da Hochdieselben aus angeborener Gottesfurcht keinen Sonntag in der Kirche fehlen und ein erbauliches Beyspiel geben, so würden Sie wohl aus der Predigt des Herrn Pastors — den Eingang sollten Sie hören! Er hat ihn mir heute vorgelesen — Ich wollte sagen, Sie würden merken, was vorgeht, und ihre Augen zu dem neu gemahlten herrschaftlichen Bethstühlchen empor heben, und da den neuen gnädigen Herrn erblicken. Ich habe noch nicht die Gnade gehabt, Hochdieselben zu sehen und zu sprechen, soll aber ein gar guter und vortrefflicher Herr seyn.“

„Nun das freut mich auch für Sie, lieber Herr Hilter,“ sprach Eugenie. „Vielleicht wird er auch für die Verbesserung Ihrer Lage etwas thun.“

Der Schulmeister erzählte mit ziemlicher Ausführlichkeit, wie der reiche Edelmann das Gut vor Kurzem von der alten Besitzerinn erkaufte habe, und vor wenigen Tage zur Überraschung aller Unterthanen als neuer Erb- und Gerichtsherr erschienen sey.

Unter diesen Gesprächen war die Zeit für Mathildens Lehrstunde ziem-

lich verstrichen, als auf dem Wiesenwege längs dem Flusse hin eine bestaubte Kalesche kam, die vor dem Landhause hielt. Es war eine Bottschaft von Mathildens Großtante, die krank lag und ihre Verwandte zu sehen wünschte. Eugenie mußte unter diesen Umständen sich die schmerzliche Trennung gefallen lassen, und sie tröstete sich mit der Hoffnung, ihre junge Freundin bald wieder zu sehen, welche die alte Tante, wie mündlich versprochen wurde, gleich nach ihrer Genesung wieder entlassen wollte. Eine Stunde nachher nahm Mathilde traurig Abschied von Eugenie und setzte sich in den Wagen. Eine unruhige Ahnung bewegte ihr Herz, als ob sie so froh, als bisher, nie wieder in dem freundlichen Landhause wohnen sollte. An den Umgang des lieben Mädchens gewöhnt, konnte sich Eugenie anfangs gar nicht in das einsame Leben finden. Das stille Lesen wollte ihr nicht behagen. Es war ihr so angenehm, die Gedanken ihrer Lieblingschriftsteller aus dem Munde ihrer Freundin zu hören, und sich mit ihr über das Gelesene zu unterhalten, daß sie ein Buch nach dem andern verdrießlich auf die Seite warf. Ach! sagte sie zu sich selber, was für ein Sklave der Gewohnheit der Mensch ist! Wenige Monathe sind genug gewesen, mir meine liebsten Genüsse fast zu verleiden, weil ich sie nun gerade auf diese Weise zu empfangen gewohnt war. Vielleicht geht's im Freyen besser, setzte sie hinzu, und ging mit einem Buche in der Hand den Wiesenpfad am Flusse hinauf.

Die milde Sommerluft erquickte sie so freundlich, daß bald eine stille Heiterkeit auch in ihre Seele zurück kehrte. Der Pfad lief am Fuße von Nebenhügeln, von Weiden beschattet, in ein schönes Thal, durch welches ein klarer Bach zu dem Flusse hinab rieselte. Da war oberhalb der Mühle, die der Bach trieb, ein stilles anmuthiges Plätzchen unter dichten Erlenschatten, wo Eugenie oft an Mathildens Seite gesessen und ihr Abendbrot von Milch und Erdbeeren aus dem Keller der jungen Müllerinn verzehrt hatte.

Sie setzte sich auf die Bank und las mit gesammeltem Geiste in ihrem Buche. Nach einiger Zeit sah sie auf dem Pfad, der durch das Thal, wenige Schritte von der Bank, zu dem Rittergute führte, einen Mann von edler Gestalt hinab kommen. Er grüßte sie mit einnehmender Höflichkeit und ging weiter; aber bald sah er sich um, und es schien ihm nicht zu entgehen, daß Eugenie ihm nachgesehen hatte.

Eugenie war wieder ganz in Lesen vertieft, als ein Geräusch sie aufstörte. Sie blickte auf, und sah den freundlichen Unbekannten, auf einem Pfade, der am Bache sich wand, hinauf kommen. Er entschuldigte, als er sie erblickte, die Störung, und wollte, bey seiner Unbekanntschaft in der Gegend, nicht gewußt haben, daß der Pfad durch das Erlengebüsch gerade zu dem stillen Plätzchen führe. Das anmuthige Thal, das aufgeschlagene Buch, gaben leicht den Faden zu einer Unterhaltung, die bald anziehender wurde. Beyde verriethen so viel Geist und Kenntnisse, daß eine halbe Stunde unmerklich entflohen war, als ein Jäger, mit Jagdbeute beladen, im Thale hinauf kam, und unweit der Bank in wartender Stellung stehen blieb, während seine Hunde ungeduldig heulten. Der Fremde nahm Abschied, um, wie er sagte, die schöne Diotima mit ihrem Platon allein zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine Pariser-Chronik.

Von G. L. P. Sievers.

Ich habe freylich die Verpflichtung übernommen, in diesen Blättern von allen denjenigen hiesigen künstlerischen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Ereignissen, welche der Aufmerksamkeit des deutschen Publikums würdig seyn möchten, regelmäßig Bericht abzustatten. Wenn aber mit Gottes Hülfe nicht bald der verruchten Pressfreyheit das Garauß gespielt werden dürfte, so weiß ich nicht, auf welche Weise ich meinem Versprechen Genüge leisten soll. Denn eben diese Pressfreyheit hat den lieben Wechselbalg Politik zu einem Siebenmeilenstiefel-Mann aufgefüttert, der allen geistigen Empfindungen, allem wissenschaftlichen Streben und allen gesellschaftlichen Mittheilungen den Untergang zubereitet, und nur an Kampf und Streit um Mein und Dein Gefallen findet. Aber, dem Himmel sey Dank, der Tod sitzt dem Popanz schon auf der Zunge und das Übrige ergibt sich von selbst. Dann wird freylich auch gestritten werden, aber nicht mit Messer und Dolch, sondern mit den Spizen der Feder, und Dinte wird statt Blut fließen. Bis dahin will ich es machen, wie der Landmann, welchem Hagelschlag seine fruchtreichen Felder verwüftet hat; das heißt, die Ähren auflesen, die noch hin und wieder unter den zerstörten Halmen verborgen liegen möchten.

Maria Stuart, der glänzendste Edelstein, den Schiller seiner dramatischen Dichterkrone einverleibt hat, ist in einer fast wörtlichen Übersetzung auf dem ersten Théâtre-Français gegeben worden und hat daselbst den rauschendsten Beyfall erhalten. Mehr als ein denkender Kopf in Deutschland hat vielleicht vorausgesehen, daß die Revolution, welche die Franzosen aus dem beschränkten, aber niedlichen Guckkasten ihres gesellschaftlichen Lebens vor das ungeheure Panorama zweyer Welttheile geführt hat (ob es zur Ruhe aller fünf oder sechs Welttheile vielleicht nicht erspriesslicher gewesen wäre, daß die guten Leute Marionetten geblieben wären, statt zu riesenmäßigen Gestalten aufzuschieszen, ist eine andere Frage), der marmorglatten, aber auch marmorkalten, erstarrten Plastik ihrer poetischen Kunst romantisches Leben einhauchen werde. Was mich anbetrifft, ich glaube, daß die Galatee der französisch-dramatischen Poesie auf dem Punkte steht, ihre statuarischen Formen in Fleisch und Blut umgewandelt zu sehen. Die Statue Düchesnoy (ziehen wir von der Summe dieser dramatischen Figur das Antlitz ab, so paßt der Vergleich vollkommen) hat nicht genug plastischen Tod befaßen, um das junge, kräftige und innige Leben der Schiller'schen Marie zu tödten, im Gegentheil ist daraus ein sonderbar interessantes Produkt hervorgegangen, das der Idee des Antik-Modernen, von dem einstens ein berühmter Ästhetiker träumte, entsprechen dürfte. Ungern enthalte ich mich hier, von dem übrigen Theile der Vorstellung, besonders von der Janus-Statue Talma zu reden, an dem ich von jeher ein doppeltes Gesicht erkannt zu haben glaubte, nämlich eins, welches in die griechische, und das andere, welches in die englische Darstellung schaut. In ihm ist der im Originale etwas zerstückelte und zerbröckelte Burleigh zu einer recht ansehnlichen Statue restaurirt worden. Da man bey der zehnten Vorstellung schon angefangen hat, sich Arm und Bein zu zerquetschen; so steht zu erwarten, wenn auch nicht zu wünschen, daß die hundertste einige Todesfälle verursachen wird.

Charlatane sind wir doch eigentlich alle, der eine mehr, der andere weniger, denn wir alle schreyen Duldung, Menschenliebe und Verträglichkeit aus, während wir alle bey der ersten Gelegenheit einer über den andern herfallen und uns auf den Kopf schlagen. So sehe ich also keinen Grund, warum wir bloß die Franzosen der Charlatanerie beschuldigen, und ihnen sogar das Wort abgeborgt haben, als ob wir weder im Leben noch im Wörterbuche Marktschreyerey besäßen! Es ist natürlich, daß in Paris (das heißt in Frankreich, denn Frankreich ist nirgends anders, als in Paris) mehr Bocksbuteley und Klimpern (ich sehe diese beyden Ausdrücke zu obigem hinzu, um zu zeigen, daß wir wenigstens reich an Wörtern sind, wenn ich auch daraus nicht eben unsern sächlichen Reichthum folgern will) vorhanden seyn müsse, als in andern Städten der Welt; denn wo eine Million Menschen nach Brotschreyt (und das ist doch die eigentliche Marktschreyerey), da gibt es mehr Lärm, als

wo tausend den Mund öffnen. Lassen wir dieses Mahl die große Marktschreyer bey Seite und halten wir uns für einen Augenblick bey der kleinen auf. Letztere dürfte für meine Leser ein größeres Interesse haben, als erstere; ich gestehe wenigstens für meinen Theil, daß ich lieber Schwefelhölzchen feil biethen hören mag, als Minister und Deputirte. Also von der kleinen Charlatanerie im Handel und Wandel, welche die Pariser bis zur Vollendung ausgebildet haben, und in welcher ihnen kein anders Volk der Erde gleich kömmt, will ich hier ein Paar Beyspiele anführen. Hört da, die Veilchenhändlerinn, die unter meinen Fenstern die Verkündiger des Frühlings, die aber hier zu perennirenden Blumen werden, ausschreyt; sie kann es nicht unterlassen, zu ihrem gewöhnlichen Rufe: Achetez, Messieurs, achetez la belle violette, noch die Worte: Qui embaume, hinzuzusetzen, und wenn auch die Veilchen schon acht Tage alt wären. Neben sie stellt sich der vierschrötige Buttersemmeln-Verkäufer hin und schreyt, das Semmelblech auf seinem Kopfe balancirend: Des brioches, toutes chaudes. Kauft ihr eine und verspürt ihr, daß die Semmel nicht heiß, wohl aber hart, also vom gestrigen Tage ist, so gibt er euch, auf eure desfallsige Bemerkung, sehr gutmüthig zur Antwort: Mais, Monsieur, c'est une façon de parler. Dort der Gärtnerbursche, der jetzt schon (Ende Aprils) auf Mistbeeten gezogene Melonen ausschreyt, würde glauben, seinen Handel nicht in Form Rechtsens zu treiben, wenn er nicht jedes Mahl auf die Wörter: Melons, melons, noch: Bons, bons, folgen ließe. Steigt ihr von Stufe zu Stufe ein wenig höher, das heißt in die Kaufmannsläden; so stoßt ihr auf eine Charlatanerie, die aufhört unschuldig zu seyn, dagegen aber wahrhaft verächtlich wird. So, zum Beyspiele, sagt euch der Schuhmacher auf den Kopf zu, daß ihr Frost in den Füßen habt, wenn euch seine Schuhe zu enge sind; und der Schneider schwört Stein und Bein darauf, wenn ihr sein Kleid nicht über dem Wauche zuknöpfen könnt, que vous avez diné trop copieusement, und habt ihr gleich noch keinen Bissen gegessen u. s. w. Alle diese uneigentlichen Marktschreyer sind aber vielmehr ärmliche Wichte gegen die eigentlichen, das heißt gegen die Individuen, die Fleckkugeln, Schuhwische, weiße Mäuse, geheime Briefe (des lettres secrètes, gedruckte Prophezeungen), sympathetische Dinte, schnellzündende Schwefelhölzchen und dergleichen auf öffentlichen Plätzen zum Verkaufe ausschreyen. Diese drolligen Käuze beweisen, daß die moralischen Güter der Erde nicht minder sonderbar vertheilt sind, als die weltlichen. Denn, wie viele Deputirte und Pairs der hiesigen Kammern gäben nicht viel darum, wenn sie die Beredsamkeit, die Gegenwart des Geistes, den körperlichen Anstand und (sagen wir es gerade heraus) den gesunden Menschenverstand besäßen, mit welchen diese Menschen, die in keinem königlichen Kollege, noch weniger nach der Pestalozzischen, Lancaster'schen oder einer andern beliebten Methode, sondern auf der hohen Schule der Welt erzogen worden sind und zugleich in den ewigen Reibungen mit den Umgebungen haben ihre äußeren Sitten abschleifen müssen, alle Fremde, die der Sprache hinlänglich Meister sind (für geborne Franzosen hat dieß Schauspiel seinen Reiz verloren), in Erstaunen setzen. Weisler will ich mich für dießmahl in Aufzählung der hiesigen Marktschreyer nicht auslassen, aus Furcht, mich immer höher zu versteigen. Und wer wüßte: wo ich da aufhören würde!

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Mailand den 12. Juny 1820.

Teatro della Scala. Den lobenswerthen Bemühungen der dermaligen Unternehmer des großen Theaters danken wir es, daß unser Oper- und Balletpersonale in der heurigen Frühlingsstagnion vollkommener ist, als es seit langer Zeit nicht war.

Die Oper von Puccini: „La principessa in campagna“ führte Mad. Elisabeth Feron auf eine ehrenvolle Art bey hiesigem Publikum ein. Sowohl ihre Arie „la placida campagna“ im ersten Akt, als die Variationen zum Schlusse des zweyten, gaben uns ein Zeugniß ihres Talentes. Bey letzteren steigt ihre Stimme bis zu den höchsten Tönen der sie begleitenden Flöte hinauf, und macht mit ihr mehrere Passagen mit

einer Geläufigkeit und Rundung durch, daß man Mühe hat, sie von den schmelzenden Tönen dieses Instruments zu unterscheiden. Mad. Feron wurde mit einstimmigen Beyfallsäußerungen gerufen. Die Oper selbst sprach wenig an, die Musik hat zwar theilweise gute Stellen, allein im Ganzen ist sie für uns veraltet, der Text ist einer der schwächsten, der je zu einer Oper geschrieben wurde. Die Prinzessin findet vor dem Hause ihres Faktors einen betrunkenen schlafenden Bauern, Hr. Degregis, den sie auf ihr Schloß bringen läßt, ihn bey dem Erwachen als Marchese begrüßt, und ihn zu bedienen, sich selbst, ihren Mann, Hr. Crivelli, dessen Adjutanten, Hr. Galli, und ihre Vertraute, Dlle. Eckertin, in Domestikentleider steckt. Den größten Theil des ersten und zweyten Akts füllen die Unbehülflichkeiten des marquesirten Bauers aus, bis man ihm endlich zum Schluß seine Bauernjacke bringt und sein Marquisat in der Luft zerfliegen sieht. Hr. Galli, Crivelli und Dlle. Eckertin hatten wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen, da ihnen der Dichter stiefmütterlich nur untergeordnete Rollen angewiesen hatte, indes zeigte Hr. Galli mit den ersten Tönen, die er anschlug, daß Spaniers glühender Syrius (er kam von Barcelona zu uns) keinen schädlichen Einfluß auf seine äußerst starke, wohlklingende Stimme genommen. Dlle. Eckertin ist für uns neu, sie füllt den Platz einer zweyten Sängerin zur Zufriedenheit des Publikums aus. Jugend, eine einnehmende Gestalt und Gesichtsbildung, ungezwungene Mimik, eine reine, klangvolle, obwohl bisweilen etwas schwache und noch nicht ganz ausgebildete Stimme, sind die Eigenschaften, die sie uns lieb machen.

Nach dieser Oper des Pucitta folgte Rossini's *gazza ladra*, eine äußerst gelungene Darstellung. Mad. Feron gab die Anette zu allgemeiner Befriedigung, nachdem man aber diese Oper schon früher hier gehört hatte, so stellte man Vergleichen zwischen Mad. Feron und Mad. Valog, ihrer Vorgängerin, in dieser Rolle an, die aber zum Vortheil letzterer ausschlugen. Hr. Galli als Anettes Vater und Hr. Degregis als Podesta waren ganz an ihrem Platze.

Hr. Caraffa machte mit seiner neuesten Oper: „die beyden Figaro,“ die er eigends für die Scala komponirte, eine Ausnahme von dem alten Sprichwort: das beste kömmt zuletzt, leider war es dieses Mahl fast umgekehrt. Alle Augenblicke hörten wir ein Rossinisches schon längst verflungenes Motiv, das ungeachtet seines etwas veränderten Zuschnitts seinen Ursprung nicht verläugnen konnte.

Hrn. Taglioni's Ballet: „Die Eroberung von Malaga,“ ist eine geniale Komposition, die sich sowohl durch das Einfache und Rasche der Handlung, liebliche Gruppirungen und Tänze, als prachtvollere Kleidungen und Dekorationen auszeichnet. Ein Terzett im ersten Akt, getanzt von Hr. Taglioni, dessen Frau und Dlle. Conti, so wie ein Oktavino im dritten Akt von denselben und fünf Mädchen der hiesigen Tanzschule ausgeführt, wurden mit dem rauschendsten Beyfall aufgenommen. Die Verdienste des Hr. Taglioni und dessen Frau als Tänzer sind zu bekannt, als daß wir uns in Wiederholung des ihnen so oft gezollten Lobes einlassen sollten, sie wurden auch von dem hiesigen Publikum allgemein gewürdigt. Die letzte Scene des Ballets ist eine der effectvollsten, die je auf hiesiger Bühne gesehen wurden. Sie stellt den äußern Theil des Pallastes der Herrscher von Malaga, vom Meere umgeben, vor: auf letzterem zeigt sich in ziemlicher Entfernung die Flotte des portugiesischen Generalissimus, Herzogs von Albuquerque, der Malaga belagert. Man sieht das Feuer der Kanonen auf den Schiffen von entferntem Donner begleitet, und die Rüstungen des Beherrschers von Malaga zur Gegenwehr; indes nähert sich die feindliche Flotte, die Schiffe vergrößern sich, das Feuer wird lebhafter, heftiger das Brüllen der Schünde, Brandkugeln werden geworfen, der Pallast geräth in Brand, ein Schiff der Portugiesen fliegt in die Luft, endlich erscheint das Admiralschiff mit durchlöchernten Segeln und beschädigten Masten ganz im Vordergrunde. Herzog von Albuquerque besteigt das Land und läßt auf den Zinnen der feindlichen Mauern das Siegespanier seines Königs entfalten.

Castor und Polux war der zweyte große Ballet des Hr. Taglioni. Wenn er nicht ganz mit der Liebe aufgenommen wurde, wie er es verdient hätte, so ist davon die Ursache, daß man mythologische Ballets nicht mehr sehen mag. Hr. Bigano's

Titanen lieferten uns schon im vorigen Jahr einen Beweis hiervon. Nebst mehreren ausgezeichneten Tanzstücken gefiel ein Pyrrhischer Tanz, der lebhaft an Hrn. Horstschell's Waffentanz in seinem blöden Ritter erinnert. Die letzte Dekoration, wo die beyden Brüder in den Olymp versetzt werden, schloß auf eine würdige Art das schöne Schauspiel. Hr. Taglioni weiß seinen Schöpfungen vorzügliches Interesse zu geben durch die zweckmäßige Verwendung der Mädchen der Tanzschule, und durch die Einlegung neuer Tanzstücke, die er mit den schon gesehenen öfters abwechseln läßt.

Sch a u s p i e l.

Leopoldstädter Theater. Hier wurden schnell nach einander zwey Neuigkeiten aufgeführt, die unter sich den schärfsten Kontrast bilden, der erdenklich ist, und nur darin übereinstimmen, daß beyde mißlangen. Zuerst erschien: *Staberl in Marocco*. Zauberspiel als komisches Melodram in drey Aufzügen, von F. Rosenau. Die Wirkung ist hier zum Theil auf den bekannten Rahmen des komischen Helden berechnet, den der Verfasser, um seinen eigenen komischen Vortrag zu liefern, bis nach Marocco treibt, wo Staberl zum Hofnarren freirt und an der Spitze des Heeres den Beherrscher auf seinen Thron besetzt. Kein Wunder, wenn nach einer solche Hehjad dem armen Wiener Paraplümacher der Humor verhraucht und die Maroccaner wie die Deutschen an der langen Weise leiden müssen. Auch der Verfasser einer Farce sollte die Wahrscheinlichkeit nie so ganz verlesen, daß er den Hauptcharakter mit sich selbst in allem Ernst in unerhörte Widersprüche setzte, wie hier durch Staberls Heldenthat geschieht; zwentens aber und vorzüglich mußte er bedenken, daß, gleich wie die heilsamsten Arzeneyen durch Mißbrauch verderblich werden, auch der beste Spass, wenn er zu weit getrieben wird, ermüdet. Doch unsere meisten Lokal-Autoren können weder Maß noch Ziel finden, und der Erfolg ist so wie hier, vergebene Mühe und Arbeit. — Hr. J. Schuster mußte aus seinem eigenen komischen Vorrath das meiste zur Bewirthing hergeben.

Ferner wurde aufgeführt: *Der Waffenstillstand*. Militärisches Drama in drey Aufzügen, nach der Bearbeitung des Hrn. Castelli aus dem Französischen, für diese Bühne eingerichtet von Jos. Willmann.

Das Original führt den Titel: *Der Marschall von Luxemburg*, und eine Begebenheit aus der Kriegsgeschichte dieses Feldherrn macht den Inhalt aus. Es gleicht übrigens allen französischen Effektstücken dieser Art. Zwen Hauptsituationen müssen von großer Wirksamkeit seyn, erfordern aber kunstreiches Zusammenwirken, scenische Genauigkeit und ein angemessenes Lokal. Die französische Galanterie jener Zeit, die sich mit der Tapferkeit vereinigt, macht einen andern Theil der Forderungen an die Darstellenden aus. Um so widersinniger war es, die Handlung nach einem andern Schauplatz zu verlegen, und die Sieger bey Tlerus und Neukirchen in Russen zu verwandeln, wozu gar keine Veranlassung denkbar ist, da eine andere bedeutendere Bühne vor längerer Zeit im Begriff stand, das Drama in seiner eigenthümlichen Gestalt zu geben. Alles mangelte hier, und die Aufführung zeigte abermahls, wie wenig solche Produktionen auf diesem Feld gedeihen können; dennoch hatte Manches einen besseren Erfolg, als Ursach und Wirkung in ihren natürlichen Beziehungen erwarten lassen, da gewisse tragische Verzerrungen, die geeignet waren, Lachen zu erregen, mit lautem Beyfall aufgenommen wurden.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Bedruckt bey Anton Strauß.